

Predigt am Sonntag Kantate über Matthäus 21, 12-16

Liebe Gemeinde!

Mehrmals habe ich mich auf Urlaubsreisen geärgert: Ich wollte eine Kirche besichtigen und stand vor verschlossenen Türen. Natürlich ist man gefrustet, weil man die Fahrt dorthin umsonst gemacht hat. Aber ich glaube, der Ärger hat noch einen tieferen Grund: Kirche und verschlossene Türen, das passt nicht zusammen.

Man denkt bei Kirche immer an offene Türen, die dazu einladen, durch sie hindurchzugehen und im Kirchenraum zu verweilen, sei es zum Gottesdienst, für eine Andacht, ein Konzert oder ein paar Minuten der Besinnung in der Stille. Eine Kirche, die geschlossen ist, das ist ein Widerspruch in sich selbst.

Um das Problem der geschlossenen und der offenen Türen, im wörtlichen wie im übertragenden Sinne, geht es im Predigttext des heutigen Sonntags, einem Abschnitt aus Mt 21: Und Jesus ging in den Tempel hinein und trieb heraus alle Verkäufer und Käufer im Tempel und stieß die Tische der Geldwechsler um und die Stände der Taubenhändler und sprach zu ihnen: Es steht geschrieben: »Mein Haus soll ein Bethaus heißen«; ihr aber macht eine Räuberhöhle daraus. Und es gingen zu ihm Blinde und Lahme im Tempel und er heilte sie. Als aber die Hohenpriester und Schriftgelehrten die Wunder sahen, die er tat, und die Kinder, die im Tempel schrien: Hosianna dem Sohn Davids!, entrüsteten sie sich und sprachen zu ihm: Hörst du auch, was diese sagen? Jesus antwortete ihnen: Ja! Habt ihr nie gelesen (Psalm 8,3): »Aus dem Munde der Unmündigen und Säuglinge hast du dir Lob bereitet«? (Mt 21,12-16)

Das Leben im Tempel in Jerusalem war streng geordnet. In den Vorhof durfte im Prinzip jedermann. Dort konnte man sein Geld in die im Tempelbezirk geltende tyrische Währung umtauschen. Dort verkauften Händler Taube, Schafe und Ziegen als Opfertiere. Dort bettelten Kranke und behinderte Menschen um Almosen, in der Menge spielten die Kinder.

Nur erwachsene Juden durften den davon abgetrennten innern Tempelhof betreten, Frauen bis zum sogenannten Vorhof der Frauen. Männer durften noch dichter an den eigentlichen Tempel und den davor liegenden Brandopferaltar herantreten in den Vorhof der Israeliten. Nur sie nahmen aktiv an der Opferliturgie teil. Nur Priester wiederum durften am Altar selbst das Opfer vollziehen und das eigentliche Tempelgebäude betreten, nur der Hohepriester wiederum im Allerheiligsten im Zentrum des Tempelgebäudes einmal im Jahr am Jom Kippur das große Versöhnungsoffer darbringen, wo nach jüdischer Tradition Gott selbst wohnte.

In dieser gestuften Hierarchie war geordnet, wer wie dicht Zugang zu Gott hatte. Sie trennte Heiden und Juden voneinander, Reine und Unreine, Männer und Frauen, Laien und Priestern. Das Synhedrion, der 70-köpfigen Hohen Rat, unter Vorsitz des Hohenpriesters, wachte über diese Ordnung. Er legte fest, wem die Türen offen standen und wer am Rande stehen musste. Jesus durchbricht mit seiner Aktion die althergebrachte Ordnung. An sich begann der eigentliche Tempel erst mit den Innenhöfen. Der Vorhof war eine Mischung aus Versammlungsplatz und Basar ohne besondere Tabus. Auch Heiden durften ihn betreten. Wenn Jesus gerade hier die Wechseltische und Handelsstände umwirft, hebt er damit die Ordnung des Tempelkultes insgesamt zeichnerhaft aus den Angeln.

Es ist ein bisschen so, wie wenn ein Mann im Eintrachtstadion von den Rängen aus auf das Feld springt, dem Schiedsrichter die Pfeife wegnimmt, sich den Ball schnappt, damit das Spiel radikal unterbricht, den Ball auf die Ränge wirft und die Zuschauermenge anregt, sich den Ball

gegenseitig mit den Händen zuzuwerfen und ein neues Spiel zu spielen, das die Spieler auf dem Feld, das Spielfeld, die Schiedsrichter, den Trainer, den Manager und alles, was am Spielbetrieb hängt, im Grunde überflüssig macht.

Mit seiner symbolischen Handlung verschiebt sich das Allerheiligste von einem bestimmten Ort im Inneren des Tempels sozusagen hinein in die Person Jesu. Nicht der Ort, wo ursprünglich die Lade des Mose mit den Zehn Geboten stand, kommt Gott den Menschen besonders nahe, sondern dort, wo Jesus ist. In der Heilung der Blinden und Lahmen schwingt die Antwort mit, die Jesus Johannes dem Täufer gibt, als der ihn fragen lässt, ob er der Messias sei, der von Gott prophezeit neue König.

Jesus lässt ihm sagen: „Blinde sehen und Lahme gehen, Aussätzige werden rein und Taube hören, Tote stehen auf und Armen wird das Evangelium gepredigt; und selig ist, wer sich nicht an mir ärgert.“ (Mt 11,5f)

Und eben das geschieht: Die Priester und Schriftgelehrten ärgern sich, vor allem über die Kinder, die wild im Tempel umherlaufen und Jesus öffentlich als König proklamieren. Es ist angesichts dessen, was an diesem Tag geschah, eigentlich ein Wunder, dass Jesus nicht sofort verhaftet wurde, sondern erst einige Zeit später. Denn im Grunde ist es ein völlig neuer Weg zu Gott, für den Jesus steht. Ein Weg, der nicht begrenzt wird durch Tempelmauern, Tore, Türen und Ordnungen, die darüber bestimmen, wer wie dicht zu ihm kommen darf, sondern ein Weg, der einer offenen Tür gleicht. Wie es im Johannesevangelium heißt: „Ich bin die Tür; wenn jemand durch mich hineingeht, wird er selig werden und wird ein- und ausgehen und Weide finden.“ (Joh 10,9) Jesus steht für einen Gott, der keine Mauern kennt, sondern nur offene Türen, keine Grenzen, sondern nur eine Mitte. Es gibt keine Vorbedingungen, keine gestuften Zugangsberechtigungen, keine Kontrollen, keine Hierarchien.

Deshalb ist der einzige sichtbare Akt dafür, zu Gott zu gehören, die Taufe, ein denkbar simpler Akt, den im Prinzip jeder durchführen und jeder empfangen kann. Deswegen sind Gottesdienste öffentlich und für jedermann offen. Deshalb bezahlen wir für Gottesdienste keinen Eintritt. Denn wir dürfen, ja wir sollen eintreten wie wir sind, Mann oder Frau, jung oder alt, reich oder arm, stark oder schwach, gesund oder krank, Inländer oder Ausländer. Hier sind wir willkommen, wie wir sind, mit unserer Freude und unserem Dank, manche voller Kraft, manche blind oder lahm und dürfen gewiss sein, dass Gott sich uns in dieser Stunde zuwendet, im Gebet, in der Musik, in den Worten der Bibel, im Segen.

Und ganz allmählich, im Laufe von Jahrtausenden, verbunden mit vielen Rückschlägen, setzt sich dieses inklusive Grundverständnis des Lebens nach und nach durch. Schon die ersten Gemeinden machten keine Unterschiede. Wie Paulus schreibt: „Hier ist nicht Jude noch Grieche, hier ist nicht Sklave noch Freier, hier ist nicht Mann noch Frau; denn ihr seid allesamt einer in Christus Jesus.“ (Gal 3,28) Die Kirche wuchs auch deshalb in der Antike so stark, weil die Mitgliedschaft den Zugang umfangreichen diakonischen Leistungen ermöglichte. Dort, wo sich das kirchliche Leben wie im späten Mittelalter stark von seinen Ursprüngen entfernte, entstanden Reformbewegungen, die dem Geist Christi neue Geltung verschafften.

Entgegen mancher Vorurteile beteiligten sich die Kirchen stark an der durch die Industrialisierung ausgelösten sozialen Problemen bis hin zum Einfluss auf die Sozialgesetzgebung Bismarcks. Heute leben wir in einem Staat, der über das Grundgesetz den Menschen und die Aufgabe des Staates im Sinne eines christlichen Lebensverständnisses beschreibt. Es zeigt sich an den persönlichen Freiheiten und den Diskriminierungsverboten, an der Gleichbehandlung vor Gericht, an der Selbstverständlichkeit, mit der wir Krankheit und Behinderung nicht als Ausdruck persönlicher Schuld sehen, sondern als Anlass zur Hilfe, in der wir Kindern und Jugendliche ohne Unterschied kostenlos Bildung ermöglichen, in der wir

Menschen Zuflucht vor Krieg und Verfolgung bieten uvm.

Natürlich ist auch das Gegenteil wahr: Die Kirche hat sich immer wieder vom Geist der offenen Türen abgewendet. Nachdem Konstantin die Kirche legalisierte, folgte manch Bischof lieber dem Prunk weltlicher Herrschaft als seinen seelsorgerlichen Aufgaben. Die Vermischung religiöser und politischer Anliegen führte immer wieder zu Kriegen, von den Feldzügen Karls des Großen gegen die Sachsen mit seinen Zwangstaufen über die Kreuzzüge des Mittelalters bis zum Dreißigjährigen Krieg und den Worten „Gott mit uns“ auf den Koppelschlössern der deutschen Soldaten im Ersten Weltkrieg. Das landesherrliche Kirchenregiment förderte das kirchliche Leben, aber auch die Kontrolle der Untertanen. Manche Gemeinde heute versteht sich eher als geschlossene Gesellschaft Gleichgesinnter denn als Ort der offenen Türen. Und Manches am kirchlichen Leben wirkt unbewusst für andere als Schwelle, die es ihnen schwermacht, Zugang zu finden. Auch ist es in unserem Land noch nicht so lange her, dass für Männer der militärische Rang die soziale Stellung entschied und auf tödliche Weise zwischen Volksgenossen und Untermenschen unterschieden wurde.

Und unsere Gesellschaft mag offener sein, als sie es jemals zuvor in der Geschichte war. Aber zum einen ist eine inklusive Haltung nicht überall anzutreffen. Menschen mit Behinderungen klagen darüber, dass sie in der Öffentlichkeit auf Unverständnis und Ablehnung stoßen. Und wer seine Arbeit verliert, erlebt, wie stark er damit vom gesellschaftlichen Leben ausgeschlossen ist, wenn Kontakte und Zuwendung mit dem Arbeitsplatz verloren gehen. Haltungen der Abschottung statt der Offenheit und Abwertungen statt Akzeptanz erleben wir an vielen Stellen. Zum anderen ist diese Offenheit immer wieder gefährdet: durch Hass und Gewalt Einzelner, durch Wegsehen, durch Angstmacherei oder Rassismus.

Viel ist nötig, um den Geist Christi, den Geist der offenen Türen und der Liebe zur Geltung zu bringen. Heute am Sonntag Kantate will ich auf etwas aufmerksam machen, was man vielleicht nicht automatisch mit dem Widerstand gegen Abgrenzung und Unmenschlichkeit in Verbindung bringt. Es ist das Lob der Kinder, das die Schriftgelehrten und Pharisäer besonders aufregt, für mich ein Hinweis darauf, welche Kraft darin steckt, Gott zu loben. In diesem Sinne sind die Musik und das Singen zum Lobe Gottes eine Form des Widerstands gegen die Unmenschlichkeit. Ich weiß nicht, ob unsere Kantoren, die Mitglieder des Blechbläserensembles oder die Sänger in den Chören sich so sehen. Aber bei Licht betrachtet geht es in der Kirchenmusik nicht nur einfach um das Lob Gottes oder das Gebet oder die schöne Musik, sondern damit zugleich um den Protest gegen Abgrenzungen und Abwertungen, für mich in der Bibel am stärksten symbolisch erzählt in der Kraft, mit der die Posaunen die Mauern von Jericho zum Einsturz brachten.

Und wenn Jesus mit Psalm 8 davon spricht, dass Gott in besonderer Weise von Unmündigen und Säuglingen gelobt wird, dann ist es gut, dass hier am Dom viele Kinderchöre ihre Heimat haben. So lasst uns eben das jetzt gemeinsam tun, Gott mit dem nächsten Lied loben und so die Türen zu ihm weit aufmachen.

Amen.